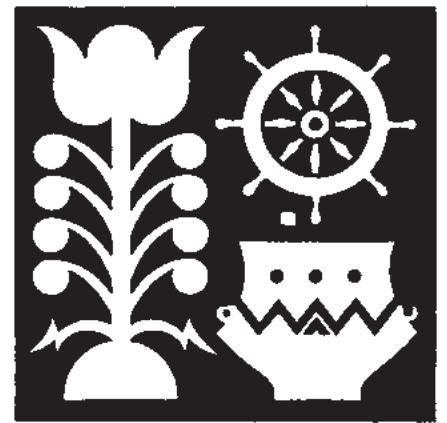


NIEDERDEUTSCHES HEIMATBLATT

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern
Heimatbund an Elb- und Wesermündung e. V.

Postvertriebsstück H 1914 E
Gebühr bezahlt

Februar 2012
Nr. 746



Erinnerungen an die Sturmflut in Cuxhaven vor 50 Jahren

Der Kampf gegen die Elemente am 16./17. Februar 1962

Keine im 19. und 20. Jahrhundert vorausgegangene Sturmflut hatte das Elbe-Weser-Gebiet und Hamburg mit solcher Wucht getroffen wie die Katastrophe vom 16. und 17. Februar 1962. Niemand hatte mit einer derartig verheerenden Bilanz gerechnet. Vom Emsland bis zu den nordfriesischen

ter Kampf zu bestehen war, zumal es am 16. Februar um 22.30 Uhr in der Stadt schon keine Sandsäcke mehr gab. Die massiven Schutzwälle an der Elbmündung waren zwar erheblich in Mitleidenschaft gezogen, hatten aber bis auf wenige Ausnahmen den Fluten weitgehend Stand gehalten. Da-

Siegreiche“) übertrafen letztendlich sogar die Vorstellungen der Fachleute, so dass besonders in Hamburg ihre Warnungen nicht den erforderlichen Nachdruck erhielten.

Bei dieser Sturmflut vom 16./17. Februar 1962 wurde in Cuxhaven ein höchster Wasserstand von rund 10 m über Pegelnull gemessen; das entsprach genau 4 m über dem MThw. Das MThw in Cuxhaven betrug zwischen 1946 und 1970 6,40 m über Pegelnull, das MTnw lag im gleichen Zeitraum bei 3,55 m über Pegelnull; nach Aussage des damaligen Leiters des Nds. Hafenamtes, Oberbaurat Lack, betrug (einem Zeitungsbericht in der Cuxhavener Allgemeinen vom 1. März 1962 zufolge) der Höchststand des Wassers sogar 3,62 m über dem MThw.

In der Sturmnacht waren zu allem Unglück alle Messinstrumente ausgefallen, und man musste sich an einem Lattenpegel orientieren, der am späten Abend gegen 22.13 Uhr einen Wasserstand von rund 10 m anzeigte. In Hamburg hatte Dr. Koopmann vom Hydrographischen Institut um 21.28 Uhr entdeckt, dass der elektrische Pegelanzeiger, der den Wasserstand in Cuxhaven anzeigte, nicht mehr schrieb. Zum Vergleich: Bei der Sturmflut von 1825 war das Wasser auf 3,25 m über Normal gestiegen, am 13. März 1906 auf 2,98 m, am 13. Januar 1916 auf 2,94 m, am 23. Oktober 1930 auf 2,78 m, am 18. Oktober 1936 auf 2,84 m, am 19. Oktober 1941 auf 2,61 m und am 23. Dezember 1954 auf 2,56 m. Damit war bewiesen, dass diese Flut bis dahin tatsächlich die höchste jemals gemessene war und die einzige im 20. Jahrhundert, die mehr als drei Meter über Normal angezeigt hatte.

Außergewöhnlich war an dieser Flut auch das lang andauernde Blei-

ben des Wassers, das länger als vier Stunden über drei Meter über dem MThw stand. Damals stellten besonders die Binnenböschungen ein Problem dar, weil sie durch überschlagende Wellen aufgeweicht wurden und zu rutschen begannen. So bestand immer die Gefahr, dass die Deiche von hinten brachen. Besonders gefährdete Deichpartien waren jene, wo Bäume, Häuser und sonstige Störkörper im Deich standen.

Um 20.00 Uhr lief das Wasser unter dem Slippen hindurch in die Deichstraße. Die Schließung der Tore bereitete größte Mühe. Alle verfügbaren Kräfte befanden sich in Alarmbereitschaft oder waren bereits im Einsatz. Um 21.00 Uhr zeichnete sich mit der nie vorher beobachteten Wasserhöhe, die schon kurz darauf 9,70 m betrug, die Katastrophe ab. Als das Wasser um 22.15 die 10,00-Meter-Marke erreicht hatte, bestand Deichbruchgefahr. Die Bevölkerung wurde durch den Rundfunk gewarnt: „Für Cuxhaven besteht Deichbruchgefahr. Die Bevölkerung wird dringend gebeten, die oberen Stockwerke aufzusuchen. Sagen Sie bitte Ihren Nachbarn Bescheid.“

In Groden sickerte das Wasser durch den Deich, und im Ortsteil Döse war besonders der Abschnitt in der Dohrmannstraße gefährdet. Das unkontrollierte Überströmen der Deiche im Bereich der Deichstraße konnte nur noch durch massiven Sandsackeneinsatz verhindert werden, trotzdem trat das Undenkbare ein: Große Teile der Flut ergossen sich über den Deich in die Deichstraße, von da aus in den Alten Weg und über die Schillerstraße, Annen- und Blohmstraße bis hin zum Rathaus, dann noch weiter bis zur alten Kommandantur in der Kasernenstraße.

Fortsetzung Seite 2



Die überflutete Deichstraße in Cuxhaven am 17.2.1962

Inseln bot sich ein Bild des Grauens. Überall wurde „Land unter“ gemeldet, vom Dollart bis nach Schleswig-Holstein war das Land in Schlamm und Wasser „ertrunken“. Entlang der Küste waren über 340 Menschen ertrunken oder erfroren, Tausende Stück Vieh verendet, 28.000 Wohnungen beschädigt und 1.300 Häuser völlig zerstört; etwa 40.000 Menschen wurden obdachlos. Noch nach Tagen waren 20.000 Menschen vom Wasser eingeschlossen. Der Schaden an Häusern, Hafenanlagen, Versorgungseinrichtungen, Deichen, Bahnlinien und Ländereien ging in die Milliarden. Allein von den damals 872 km langen niedersächsischen Hauptdeichen waren 70 km stark beschädigt oder völlig zerstört worden. An 61 Stellen waren die Hauptdeiche durchbrochen, weitere 27% der Deiche erlitten leichte bis mittlere Schäden, vornehmlich auf den Ostfriesischen Inseln.

In Cuxhaven hatten sich die Ereignisse am Abend des 16. Februar überstürzt, weil diese Sturmflut alle bisherigen Vorstellungen von der Gewalt des Sturms und des Wassers weit übertroffen hatte. Deiche entlang der Elbe und in Hamburg, die bis dahin den Sturmfluten getrotzt hatten, waren mitunter in wenigen Minuten und Stunden gebrochen. Unvorstellbare Wassermengen hatten sich auf fruchtbares Land sowie in besiedelte Gebiete ergossen. Dabei war Cuxhaven noch relativ glimpflich davongekommen, obgleich an den rund 12 km langen Cuxhavener Deichen ein har-

gegen wurden wenige Kilometer weiter an der Oste, im Stader Raum und in Hamburg die Deiche weggerissen, so dass besonders in Hamburg Hunderte von Menschen umkamen oder ihre gesamte Habe verloren.

Dabei hätten die Bewohner der Küstenregion spätestens nach den schrecklichen Ereignissen der Holland-Flut des Jahres 1953 gewarnt sein müssen. Andererseits ist nicht in Abrede zu stellen, dass dank der seit 1954 verstärkten Arbeiten zum Küstenschutz die Verluste an Menschen im Vergleich zu früheren Sturmflutkatastrophen sogar verhältnismäßig gering ausgefallen waren. Kein Geringerer als der bedeutende Sturmflutexperte Carl Woebcken hatte mit der Herausgabe seines Buches „Deiche und Sturmfluten“ schon 1924 warnend seine Stimme erhoben, als er formulierte:

„Da die durchschnittliche Höhe des Hochwassers und des Mittelwassers nach den übereinstimmenden Beobachtungen an den Pegeln von Cuxhaven, Bremerhaven und Wilhelmshaven seit 1841 um etwa 20 cm angestiegen ist, so ist nicht damit zu rechnen, daß die Sturmflut von 1825 die höchste aller Sturmfluten bleibt, vielmehr ist zu erwarten, daß noch höhere Sturmfluten bevorstehen.“

Bereits am Morgen des 16. Februar hatte sich in den Wetterstationen und im Deutschen Hydrographischen Institut die ernsthafte Gefahr abgezeichnet. Aber Wasserstand und Stärke des Orkans „Vincinette“ („Die



Die Strandstraße in Duhnen nach der Sturmflut 1962

Bezahlen wollte keiner gerne

Jüdische Händler klagten gegen faule Kunden in Ritzebüttel



Schloss Ritzebüttel, Sitz des Friedensgerichts
(Aufnahme: Stadtarchiv Cuxhaven)

Kommt heute bei Kaufleuten die Sprache auf die Zahlungsmoral ihrer Kunden, so ertönt vielfach ein wahres Klagelied. Doch dieses Phänomen ist nicht neu, wie Akten im Stadtarchiv Cuxhaven lehren. Das Problem stellte sich auch schon vor zwei Jahrhunderten. Damals wurde das von der französischen Besatzungsmacht eingerichtete Friedensgericht im Schloss Ritzebüttel – heute ein Stadtteil Cuxhavens – von Klageanträgen überschwemmt, die vor allem örtliche Kaufleute einreichten. Die Beschwerdeführer warteten teilweise schon über ein Jahr auf die Erfüllung ihrer Forderungen. Unter den Klägern fanden sich auch israelitische Händler, auf ihre Klagen sei hier näher eingegangen.

Am 14. April 1812 begab sich der „Huissier“ (in etwa Gerichtsbote)

Peter Lafrenz vom Friedensgericht Ritzebüttel auf den Weg ins „Westerende Altenbruch“. Dort galt es, dem „Ackersmann Peter Ahrens“ eine Vorladung zu überbringen. Der Bauer sollte sich am 21. April um 11 Uhr auf dem Friedensgericht einfinden und zu der Klage des „patentierten Israelitischen Handelsmannes Heymann Marx“ aus Ritzebüttel Stellung nehmen. Der Kläger bezichtigte den Altenbrucher, ihm „für nach und nach erhaltene Waaren seit ohngefähr zwei Jahren“ 37 Mark 6 Schillinge oder 50 Francs 83 Centimes zu schulden.

Ein Kollege des Huissiers, Peter Nicolaus Mohr, ging zwei Tage später ins „Westerende Altenbruch“ und überreichte dem „Haus- und Ackersmann Arend Hinrich Eitzen“ eine Vorladung auf den 22. April um 10 Uhr. Der „patentierte Handelsmann Philipp Nathan zu Ritzebüttel“ beschuldigte den Bauern, „für ein im Jahre 1809 den 28. Juli von ihm erhaltenes Stück Batist 25 M. (Mark) Caßen Münze“ oder umgerechnet gut 35 Francs zu schulden.

Am 19. September 1812 musste Mohr einen weiteren Weg zurücklegen, er ritt „auf den Nordledarcamp“ zu Hausmann Nicolaus Heringklein (?) und überbrachte diesem eine Vorladung auf den 23. September. Die Vorladung erfolgte auf das „Ansuchen des

Herrn Johann Kühl Huissier in Otterndorf“, der wiederum „als Bevollmächtigter für Nathan Wolf Wyneck in Ihlienworth“ handelte. Der Nordledaer sollte vor Friedensrichter Krauchenberg Rede und Antwort stehen, warum er seine offene Rechnung bei dem Ihlienworther Juden in Höhe von gut 92 Francs nicht beglich. Die Summe war zu Jacobi 1812 fällig gewesen.

Auch 1813 klagten israelitische Händler wegen der Zahlungsmoral ihrer Kunden. Am 23. Januar 1813 trug Huissier Peter Lafrenz eine Vorladung an Schustermeister Meyer in Ritzebüttel aus. Dieser sollte am 28. Januar um 10 Uhr auf dem Friedensgericht „im gewöhnlichen Audienzsaal“ erscheinen und auf Ansuchen des Leister Moses Friedländer, der bei seinem Bruder, dem Kaufmann Abraham Moses Friedländer, in Ritzebüttel wohnte, sich zu folgendem Vorwurf äußern: Leister Moses F. hatte dem Schustermeister vor etwa neun Monaten „eine Hose und eine Weste gegen Verfertigung eines Paar neue gute Stiefel“ im Tauschverfahren verkauft. Während Friedländer die Ware geliefert hatte, war die Stiefelanfertigung immer noch nicht erfolgt.

Fortsetzung Seite 3

Erinnerungen an ...

Fortsetzung von Seite 1

In der Großen Hardewiek und in der Segelckestraße wurden die tiefer gelegenen Stellen beim sogenannten früheren „Langen Jammer“ und in der Lehmkuhle vom Wasser 75 cm hoch überströmt. Die aufgewühlte Flut hatte sich zusätzlich einen Weg gebahnt über die Neufelder Straße bis in den „Flecken“ (Ritzebüttel) hinein. Dort mussten teilweise die unteren Stockwerke verlassen werden. An der Dohrmannstraße war die Deichböschung etliche Meter abgerutscht, und ein klaffender Riss war entstanden, der nur mit großen Anstrengungen vornehmlich durch Soldaten der Bundeswehr geschlossen werden konnte, nachdem auf der Deichkrone ein Erdwall aufgeschüttet worden war.

In Stadt und Hafen wurden in diesen Stunden Millionenwerte vernichtet. Die Cuxhavener Wetterwarte war ausgefallen, denn zahlreiche empfindliche Instrumente waren zertrümmert worden. In Duhnen war von der Strandpromenade nicht mehr viel übrig, auch hatte das Wasser dort eine mächtige Bresche in den Deich geschlagen und war landeinwärts geströmt.

Kurz vor Mitternacht ein erstes Aufatmen: Die Marine-Wetterwarte bestätigte ein leichtes Sinken des Wasserspiegels um etwa sieben Zentimeter. Kurz nach Mitternacht hatten die Hilfskräfte alle Schäden gesichert, doch erst am Samstagmittag (17.2.) stand endgültig fest, dass die Stadt Cuxhaven mit einem blauen Auge davonkommen würde. Rasch hatten die Fachleute errechnet, dass diese Sturmflut das Wasser etwa einen halben Meter höher aufgetrieben hatte als die höchste Flut des 19. Jahrhunderts vom 4. Februar 1825 (Anmerkung: An der Unterweser übertraf die Flut von 1962 den Wasserstand der Sturmflut von 1825 um 31 bis 65 cm).

Erst am Tage offenbarten sich die schlimmen Wunden dieser Sturmflut, die eine Trümmerstätte im gesamten Hafengebiet, aber auch an den Stränden von Sahlenburg über Duhnen und Döse bis hin zur Grimmershörnbucht hinterlassen hatte. Die schweren Uferschutz-Steinquader waren wie Spielzeug durcheinander gewirbelt worden. Im Dünendeich bei der „Seehütte“ hatte die Flut riesige Löcher in den Deich gerissen. Die Promenade war eingebrochen, die Dünen zerfetzt und die Grassoden so gut wie nicht mehr vorhanden. Auf etwa einen Kilometer Länge waren (zwischen Duh-

nen und Fahrenbach) Plattenweg sowie Deckwerk aus Granitsteinen verschwunden. Auf halber Strecke hatte sich ein Priel gebildet, der bis zum Deichfuß reichte. Zwischen der zerstörten Duhner Promenade und dem Deich hatten sich überall mächtige Wasserteiche gebildet.

Im Verlauf weniger Stunden war in ganz Cuxhaven an Uferschutz vernichtet, was Jahrzehnte gehalten hatte. Die Wege zur Alten Liebe vermittelten den Eindruck eines umgepflügten Ackers. Dort sah es nach Augenzeugenberichten wie nach einem Bombenangriff aus. Die schweren Betonplatten waren vom Wasser einfach fortgespült worden. Nicht rechtzeitig geborgene Autos waren bis über die Dächer überspült worden.

Überall an den Außendeichen war die Bundeswehr am nächsten Tag noch pausenlos im Einsatz, um die vielen Schadstellen mit Sandsäcken provisorisch zu füllen. Zwischen Bahnhof und Schleusenpriel mussten Unmengen von Schwemmsand entfernt werden. Mehrere eingefallene Straßenstücke wurden wieder aufgefüllt, Tonnen verdorbener Güter beseitigt und ganze Fabrikanlagen leer gepumpt. Allein auf der Mützelfeldtwerft waren in kurzer Zeit 150 Motoren „abgesoffen“.

Die erste vorsichtige Schadensbilanz für Cuxhaven wurde am 23. Februar auf über 35 Millionen Mark geschätzt, davon entfiel der größte Teil auf die unermesslichen Schäden an unseren Deichen, die auch auf der Watteninsel Neuwerk beachtlich waren. Die Cuxhavener Industrie verzeichnete ebenfalls Schäden in vielfacher Millionenhöhe. Mehrere Industriebetriebe lagen wegen „versalzener“ Elektroanlagen still.

Entscheidend war, dass aus dieser Flut von allen Stellen entsprechende Folgerungen gezogen worden waren.



Zerstörter Deich zwischen Döse und Duhnen nach der Sturmflut von 1962

Das Gesamtkonzept des Küstenschutzes wurde grundlegend überdacht. Deichhöhen wurden neu berechnet, Außen- und Innendossierungen flacher gestaltet. Nach Ausbesserung der gravierendsten Schäden wurde überall an der Küste mit der erforderlichen Verstärkung und Erhöhung der Deiche begonnen, wie sich zeigen sollte aus gutem Grund, denn nächste Sturmfluten standen ins Haus.

Um in Cuxhaven der Wiederholung einer solchen Katastrophe vorzubeugen, ging man unmittelbar nach 1962 mit Hochdruck an Deicherhöhungs- und Deichverstärkungsarbeiten. Um rund 60 cm auf insgesamt 7,1 m wurde die Deichkrone vor Cuxhaven erhöht, ebenso das Deichvorland in entsprechender Relation aufgehöhht, damit die anbrandenden Wellen sich brechen konnten, was die Gefahr von Deichbrüchen entscheidend verringern sollte. Auch rückwärtige Deichabschnitte wurden entscheidend verstärkt, Deichverteidigungswege angelegt, um bei Bedarf mit schweren Fahrzeugen Sandsäcke und sonstige Hilfsmaterialien rasch an die gefährdeten Stellen transportieren zu können. Der sogenannte Obdeich (Querdeich) zwischen Hafen und Deichstraße wurde mit Stahlbetonwänden nicht nur verstärkt, sondern zusätzlich auch erhöht. Nur wenige Jahre später sollten in den 1970er Jahren die so verstärkten Schutzdeiche ihre große Bewährungsprobe erhalten (1973/1976).

Peter Bussler



Nächtliche Sturmfluthelfer in Cuxhaven

Kleierbier und Flöttgraben

Harte Arbeit zur Verbesserung des Ackerbodens



Die „Kleischüffel“ (links) und der „Rawei“ waren aus Holz

Im Jahre 1855 erschien folgende Anzeige im Otterndorfer Wochenblatt:

Danksagung. Am Sonntag, den 22.7. wurden auf dem Klaierbier des Gastwirts J. L. Schlager zum Besten hiesiger Armen gesammelt 8 Mk 6 sch. Courant. Namens der Armen sagt allen gütigen Gebern dafür herzlichen Dank P. H. Bach. Westerende- Ihlien-worth.

Kleierbier, auch Klaierbier geschrieben – was war das? Klei wird auf plattdeutsch die schwere fette Marscherde genannt. Um eine bessere Fruchtbarkeit des Bodens zu erzielen, musste diese Kleierde nach oben auf das Feld gebracht werden. Das konnte auf zwei unterschiedliche Weisen geschehen. Auf dem zu grabenden Stück wurden in bestimmten Abständen tiefe Kühlen ausgehoben. Zunächst

wurde für das kreisrunde Loch der Mutterboden abgetragen und die unfruchtbare Bodenschicht an der Seite aufgehäuft. Ein Mann gräbt das Loch nun tiefer und tiefer, während oben ein zweiter Mann steht, ihm die Erde abnimmt und auf einen kegelförmigen Haufen schichtet. Die Kuhle wird nicht senkrecht gegraben, sondern bekommt die Form einer Tonne, um mehr Festigkeit zu gewinnen. Oben betrug der Durchmesser ca. 1.20 m, zur Mitte vergrößerte er sich auf etwa 2 m, um sich dann wieder auf das anfängliche Maß zu verringern. Wenn die Wände fest genug waren, konnte die Tonne auch auf 2,30 m bis 2,50 m erweitert werden. Dann musste nicht so tief gegraben werden, um den nötigen Bodenaushub zu erhalten. Im allgemeinen wurde bis zu 2.50 m gegraben. Die Wände mussten sauber und glatt gearbeitet sein, damit sie standhielten und nicht einstürzten. Das kam leider gelegentlich vor und bedeutete Lebensgefahr für den in der Kuhle arbeitenden Mann. An einer Kuhle waren immer zwei Arbeiter beschäftigt. Das diente einmal der Sicherheit, damit bei einem eventuellen Einbruch der Wände schnell Hilfe zur Stelle war. Aber der zweite Mann war auch beim Ausgraben nötig. In der Kuhle selbst konnte immer nur ein Mann arbeiten. Wurde die Kuhle tiefer, so warf er die Erde seinem Kollegen zu, der sie auffing und neben der Grube zu einem kegelförmigen Haufen aufschichtete. In der Grube wurde mit einem „Rawei“, auch „Pallas“ genannten Spaten gearbeitet, der dann einen kürzeren Stiel haben musste, weil nicht soviel Platz war. Der Rawei bestand aus Holz und besaß nur Rand und Schneide aus Metall. An einem eisernen Blatt würde die Erde zu sehr kleben. Der Mann oben fing die Erde mit der „Mupp“, auch Kleischüffel oder Muddschüffel genannt, auf. Auch sie war aus Holz.

Wenn eine bestimmte Tiefe erreicht war, rief der Mann in der Grube dem anderen etwas zu. Am Klang der Stimme konnte er die Festigkeit der

Wände erkennen. Je schwächer das Echo war, desto unsicherer waren die Wände. War kein Widerhall mehr zu hören, verließ der unten arbeitende Mann schnell die Grube über eine bereitliegende Leiter. Nun wurde zunächst die obere unfruchtbare Bodenschicht in die Kuhle zurückgeworfen. Dann wurde im Umkreis der Mutterboden beiseite geschafft und mit der darunter liegenden Erdschicht die Grube weiter angefüllt. Wegen des ansteigenden Grundwassers in der Marsch und besonders in anmoorigen Gegenden konnte damit nicht lange gewartet werden. Darauf wurde der Mutterboden wieder ausgebreitet. Zum Schluss musste die ausgeworfene Kuhle mit der Karre auseinander gefahren werden. Diese Arbeit wurde extra vergeben. Das Verteilen des Aushubs von fünf Kühlen war ein Tagewerk. Zwei Kühlen auszuheben bildete ein Tagewerk.

Bei der nächsten Kuhle wechselten sich die Männer ab. Das Kühlen war schwerste körperliche Arbeit, die im späten Herbst oft bei schlechtem Wetter ausgeführt wurde. Man fing damit möglichst bei Tagesgrauen an, um noch im Hellichten das Werk beendet zu haben. Zum Frühstück der Arbeiter gehörte mancherorts eine Tasse flüssiger Talg.

Im allgemeinen wurden auf einen Hektar 120 Kühlen ausgehoben, d. h. etwa alle vier bis fünf Meter entstand eine Kuhle.

Eine andere Methode zur Ackerbodenverbesserung war das „Flöttgraben“. Dabei wurden die Gräben in der Marsch ausgehoben. Der Kleigräber nahm sich immer eine bestimmte Länge des Grabens vor und dämmte sie. Darauf richtete er

dort das „Wüppenstell“ auf, in dem die „Waterwüpp“ hing. Das war ein großer hölzerner Kasten, mit dem das Wasser von der zu grabenden Strecke abgeschöpft wurde. Darauf wurden oben zwei Spit mit einem Spaten und weiter unten zwei bis vier Spit mit einem Rawei ausgehoben. Die Gräben waren im allgemeinen ca. 1.20 m tief bei einer Breite am Boden von 1.50 m und oben von ca. 2 m. Hier betrug das Tagewerk eine Grabenstrecke von 4,60 m. Ein Graben in der Marsch wurde möglichst alle sieben bis zehn Jahre ausgegraben.



Die „Holschenstebel“ bestanden aus Holzschuhen, auf die ein Schaft aus festem Leder aufgenagelt war.

Seine Mahlzeiten nahm der Kleigräber, auf einem gut gefüllten Strohsack sitzend, im Schutz des „Kleischuurs“ ein, das Wind und Regen abhielt. Das selbstgefertigte Kleischuur bestand aus einem mit Reet gedeckten hölzernen Rahmen. An den Füßen trug der Kleigräber sog. „Holschenstebel“. Sie bestanden aus Holzschuhen, auf die sorgfältig ein Schaft aus festem Leder aufgenagelt war. Gut gepflegt sorgten sie für warme Füße und bewahrten sie außerdem vor Nässe. Gummistiefel kamen erst um 1935 auf.

Fortsetzung Seite 4

Bezahlen wollte ... Fortsetzung von Seite 2

Der Geschädigte verklagte daher den Meister auf Anfertigung binnen einer Woche bzw. auf Zahlung von 14 Mark resp. knapp 21 Francs.

Auch am 13. Februar 1813 wurde eine Warenschuld verhandelt. Der „patentirte Kaufmann“ Hirsch Moses aus Ritzebüttel hatte Claus Büttje aus Süderwisch vorladen lassen, weil dieser am 21. Januar „Ellen Waaren“ (Stoffe) für gut 38 Mark gekauft, aber immer noch nicht bezahlt hatte. Am 16. Juni 1813 ging es um nicht gelieferte Ware. Kaufmann Johann Christoph Hinrichsen aus Ritzebüttel hatte Isaac Brady (Brady), der vorwiegend als Heereslieferant seinen Lebensunterhalt bestritt, eine Tonne Salz verkauft, doch keine Lieferung folgen lassen.

Anfang November 1812 war Brady der Angezeigte gewesen. Friedensrichter Johann Hinrich Krauchenberg sollte auf Antrag des „Lieferanten“ Joel Lion aus Bremerlehe (gemeint ist der Flecken Lehe, heute ein Stadtteil Bremerhavens) den Ritzebütteler dazu bewegen, ihm gut 56 „Reichsthaler“ zu zahlen. Die Forderung rührte aus einer Bürgschaft her, die Brady 1811 im Zusammenhang mit einer Lieferung seines Glaubensgenossen Beifuß Feiber aus Hameln bzw. Lehe eingegangen war. Da Brady die Forderung seines Leher Glaubensgenossen bestritt, ging die Sache vor das „Tribunal“ in Stade.

Ebenso erging es im August 1812 in der Sache Handelsmann Philipp Joel gegen „Commissair“ Minotte und Demoiselle Duncker. Letztere hatten Möbel bei dem israelitischen Händler gekauft, und zwar im Werte von 695 Mark. Doch nur die Demoiselle zahlte ihren Anteil in Höhe von 300 Mark. Minotte vermochte dagegen kein Geld aufzubringen und unterbreitete einen Vergleich. Joel sollte seine Möbel zurücknehmen. Es ging um ein „Sopha“ und einen Eckschrank zu je 100 Mark, einen „Cylinder“ (Schreibtisch) zu 110 sowie einen „Secretair“ zu 96 Mark. Doch Joel ließ sich nicht darauf ein und klagte vor dem Tribunal weiter.

Am 19. November 1813 erfolgte eine Vorladung, weil sich zwei Israeliten nicht einigen konnten. „Auf Ansuchen des Herrn Jacob Salomon, jüdischen Schullehrers zu Ritzebüttel“, musste der „Handelsmann Philipp Joel“ vor dem Friedensrichter erscheinen. Der „Beklagte“ schuldete dem Lehrer „eine Pistole in Golde“ bzw. gut 20 Francs für den Unterricht, den seine Kinder „im vorigen Winter 1812 und 1813“ genossen hatten. Bisher war es dem Lehrer nicht gelungen, den Beklagten „in Güte“ zum Zahlen zu bewegen. Warum Joel die Zahlung verweigerte, ist nicht in der Vorladung vermerkt. Ebenso wenig, ob Salomon der Familie Joel als Privatlehrer diente, oder ob er im Dienstverhältnis mit der Ritzebütteler Synagogengemeinde stand.

Ernst Beplate



Bis zu 2,50 m Tiefe wurden die Kühlen gegraben

Kleierbier und ... Fortsetzung von Seite 3

Aber nun zum „Kleierbier“. Das war ein Fest der Kleigräber. Wer ein solches Fest abhalten wollte, machte es rechtzeitig öffentlich bekannt. Die Teilnehmer mussten entweder eine oder mehrere Kühlen graben und auch auseinander werfen oder 16 Fuß (1 Rute=4,67m) flöttgraben. Beide Arbeiten galten als Tagewerk. Wer teilnehmen, aber nicht graben wollte, konnte sein Tagewerk auch mit Geld ablösen. Mädchen durften natürlich nicht fehlen, sie wurden eingeladen. Neben der Bauernfamilie kamen auch einige besonders eingeladene Gäste. Zunächst gab es ein einfaches Essen – Suppe mit Fleisch oder auch Kaffee mit Zwieback. Dann begann der Hauptsatz: Es wurde getanzt! Zuerst tanzte der Oberknecht mit der Frau des Hauses nach auf der Maultrommel gespielten Liedern, die kräftig mitgesungen wurden. Dazu gab es Tabak, Bier und Brantwein, später in der Nacht auch Kaffee mit Butterkuchen.

Gelegentlich tat sich auch eine Gruppe von zehn bis zwölf Mann unter einem „Kleierkaptein“ zu einer Kleiergesellschaft zusammen. Der Kapitän nahm die Arbeit an und rechnete auch mit dem Bauern ab. Wenn die Arbeit fertig war, gab es ein Fest.

Wer gern an einem Tage einen Graben ausgegraben haben wollte, sagte den Nachbarn und wer sonst graben konnte und wollte, Bescheid. Hinterher gab es dann ein großes Fest mit Suppe, Braten, Bier und Köm.

Wenn ein Besitzer gar ein ganzes Stück gekühlt haben wollte, machte er das ebenfalls bekannt. Wer dabei mitarbeitete, durfte hinterher mit seiner ganzen Familie zum Festessen kommen. Da wurde dann ein Kalb oder Schaf geschlachtet, es gab Suppe und Braten, Kaffee und Kuchen Schnaps und Bier und Musik durfte natürlich nicht fehlen. Das Sietland war bekannt dafür, dass gern und der Reihe nach getanzt wurde: Allens na de Reeg, as in'n Sietland dat Danzen.

Gisela Tiedemann-Wingst

Das Sandhaus: Sand statt Bohnerwachs

Fußbodenpflege früher

Für den heutigen Haushalt ist die Fußbodenreinigung verhältnismäßig einfach zu bewerkstelligen. Ein Staubsauger, vereinfachende Wischmöglichkeiten und moderne Fußbodenbeläge erleichtern die Arbeit erheblich. Das sah in früheren Jahrhunderten vor allem in den Marschen ganz anders aus. Die Fußböden bestanden im Allgemeinen in Räumen, die starker Benutzung ausgesetzt waren, in roten Ziegeln. In den Stuben dagegen bevorzugte man Holzdielen. Aber beide Böden wurden auf die gleiche Art gepflegt und rein gehalten. Man fegte die Räume möglichst täglich aus und streute hinterher feinen Sand aus. Johann Heinrich Voss erwähnte das noch 1780 in seiner Idylle „Der siebzigste Geburtstag“:

*„Mütterchen hatte das Bett und die Fenster mit reinen Gardinen
Ausgeziert, die Stube gefegt und mit Sande bestreuet.
Über den Tisch die rotgeblühte Decke gebreitet“.*

Wollte die Hausfrau die Stube besonders fein herrichten, so streute sie den feinen Sand nicht einfach aus, sondern verzierte den Fußboden an den Wänden mit Figuren und Girlanden. Sterne, Blumen und Laubwerk waren auch sehr beliebt. Dazu ließ man den feinen Sand vorsichtig aus der Hand rieseln. Die Muster mussten oft täglich erneuert werden. Aber für gewöhnlich ging es einfacher zu. Der Fußboden wurde täglich sorgfältig gefegt, aber am Wochenende einer gründlichen Reinigung mit Wasser und feinem so genannten „Bicksand“ unterzogen und dann erst sorgfältig mit hellem, sauberem Sand bestreut. Da sich die Dielenbretter im Laufe der Zeit verzogen und dadurch Ritzen entstanden, rieselte immer etwas von dem feinkörnigen Sand hindurch

und bildete allmählich auf dem Untergrund langgestreckte Hügel.

Natürlich war für diese Art der Bodenpflege besonders feiner und sauberer Sand nötig. Um ihn vor Verschmutzung zu bewahren, errichtete man auf den Höfen so genannte „Sandhäuser“. Das waren langgestreckte niedrige gemauerte Bauten, etwa mit Hütten vergleichbar, die vorn eine verschließbare Öffnung besaßen, wie sich aus den auf der Abbildung zu erkennenden Schanieren ergibt. Die Grundmaße betrugen etwa 1,30 m x 1,50 m und die Höhe 1,10 m. Heute haben die Sandhäuser ihre Funktion verloren und sind verschwunden. Bei der vorliegenden Aufnahme aus dem Jahre 2010 dürfte es sich um das letzte seiner Art handeln.

Gisela Tiedemann-Wingst



Ein Sandhaus – ausgedient und zweckentfremdet

Umschau

Juden in Bederkesa

So lautet der Titel der rund 80 Seiten starken Computer-Schrift, die Ernst Beplate verfasst hat. Der Ortshistoriker schrieb vor rund drei Jahrzehnten einen Artikel über Bederkesas Juden für das Jahrbuch der Männer vom Morgenstern, durchforstete aber weiterhin die Archive – vor allem das Staatsarchiv in Stade – auf Material zu den seit 1725 in Bederkesa niedergelassenen Israeliten und fuhr reiche Ernte ein.

Mit Hilfe dieses Materials ist es gelungen, ein umfang- und facettenreiches Bild der einstigen Bederkesaer Judentum zu zeichnen. Alte Ansichten von Häusern, in denen einst Mitglieder der Synagogengemeinschaft gewohnt haben, sowie Kopien von Bekanntmachungen im Stader Intelligenz-Blatt, einem Pass eines Handelsjuden, einem Persilschein von 1946. Fotos vom Judenfriedhof im Holzburgener Wald usw. vermitteln dazu einen optischen Eindruck zu dem Thema.

Die Schrift kann nur über die Bederkesaer Buchhandlung Schließke in der Mattenburger Straße bezogen werden. Bp

Niederdeutsches Heimatblatt

Verlag: Nordsee-Zeitung GmbH,
Hafenstraße 140, 27576 Bremerhaven
Druck: Druckzentrum Nordsee GmbH
Das Niederdeutsche Heimatblatt erscheint monatlich als Verlagsbeilage der Nordsee-Zeitung.

Redaktionsausschuss: Rinje Bernd Behrens,
Dr. Hartmut Bickelmann und Karl-Heinz Carstens.
Stellungnahmen, Manuskripte und Beiträge richten Sie bitte an:
Rinje Bernd Behrens, Muggenburgerweg 2,
27607 Langen, ☎ (047 43) 5587

Einladung

Der Heimatbund der Männer vom Morgenstern lädt Mitglieder und Freunde ein zu Vorträgen am

Donnerstag, 1. März 2012, 19.30 Uhr, Bremerhaven-Wulsdorf, Ev. Dionysius-Kirche

Johannes Göhler, Ringstedt:

„Der Bauernchristus von Wulsdorf und das Kreuz der Stedinger. Spurensuche nach der mittelalterlichen Frömmigkeit an der Unterweser“

(Gemeinsame Veranstaltung mit der Ev. luth. Kirchengemeinde und der Bürgergemeinschaft Wulsdorf)

*

Dienstag, 13. März 2012, 20.00 Uhr, Otterndorf, Kranichhaus

Prof. Dr. Hansjörg Küster, Hannover:

„Natur und Kultur in den Marschen sind eine Einheit“

(Gemeinsame Veranstaltung mit der Kranichhaus-Gesellschaft Otterndorf)

*

Mittwoch, 14. März 2012, 19.30 Uhr, Cuxhaven, Stadtbibliothek

Johannes Göhler, Ringstedt:

„Norddeutsche Herkunft der Angelsachsen.

Neue Erkenntnisse der Genforschung und der britischen Archäologie“

*

Dienstag, 27. März 2012, 19.30 Uhr; Bremerhaven, Volkshochschule

Vortrag Hans-Walter Keweloh und Nicola Borger-Keweloh, Bremerhaven:

„Belgien, Land im Machtgefüge Europas“



Veranstaltungen der Männer vom Morgenstern

März 2012

Donnerstag, 1. März 2012, 19.30 Uhr, Bremerhaven-Wulsdorf, Ev.

Dionysius-Kirche: Vortrag Johannes Göhler, Ringstedt: „Der Bauernchristus von Wulsdorf und das Kreuz der Stedinger. Spurensuche nach der mittelalterlichen Frömmigkeit an der Unterweser“ (Gemeinsame Veranstaltung mit der Ev. luth. Kirchengemeinde und der Bürgergemeinschaft Wulsdorf)

Montag, 5. März 2012, 15–18 Uhr, Bremerhaven-Weddewarden, „Schloss Morgenstern“, Burgstraße 1: Arbeitsgemeinschaft „Flurnamen im Spiegel der Geschichte“; Leitung: Egon Stuve

Donnerstag, 8. März 2012, 18.30 Uhr, Bremerhaven-Weddewarden, „Schloss Morgenstern“, Burgstraße 1: Arbeitskreis „Familienkundliche Quellenforschung“; Leitung: Rinje Bernd Behrens

Dienstag, 13. März 2012, 19 Uhr, Cuxhaven, Heimatarchiv, Feldweg 16: Arbeitskreis „Cuxhavener Stadtgeschichte“; Leitung: Peter Bussler

Dienstag, 13. März 2012, 20.00 Uhr, Otterndorf, Kranichhaus: Vortrag Prof. Dr. Hansjörg Küster, Hannover: „Natur und Kultur in den Marschen sind eine Einheit“ (Gemeinsame Veranstaltung mit der Kranichhaus-Gesellschaft Otterndorf)

Mittwoch, 14. März 2012, 19.30 Uhr, Cuxhaven, Stadtbibliothek: Vortrag Johannes Göhler, Ringstedt: „Norddeutsche Herkunft der Angelsachsen. Neue Erkenntnisse der Genforschung und der britischen Archäologie“

Montag, 19. März 2012, 18.30 Uhr, Bremerhaven-Weddewarden, „Schloss Morgenstern“, Burgstraße 1: Bibliotheks-Arbeitsgemeinschaft; Leitung:

Thorsten Gajewi und Peter Schöfeld
Dienstag, 20. März 17.30 Uhr bis 19.30 Uhr, Bremerhaven-Weddewarden, „Schloss Morgenstern“, Burgstraße 1: Gesprächskreis der „Familienkundlichen Arbeitsgemeinschaft der Männer vom Morgenstern (Computergenealogie, Quellenforschung, Familienforschung)“; Leitung: Fred Wagner

Dienstag, 27. März 2012, 19.30 Uhr; Bremerhaven, Volkshochschule: Vortrag Hans-Walter Keweloh und Nicola Borger-Keweloh, Bremerhaven: „Belgien, Land im Machtgefüge Europas“

Die „Arbeitsgemeinschaft Hadel“, Leitung Heiko Völker, tagt wöchentlich mittwochs um 15 Uhr im Gemeindesaal der evangelischen Kirche in Osterbruch.

Die „Familienkundliche Arbeitsgemeinschaft“, Leitung Fred Wagner, trifft sich an jedem Dienstag von 15.30 bis 17.30 Uhr in den Räumen von „Schloss Morgenstern“ in Bremerhaven-Weddewarden zur Arbeits- und Informationsstunde.

„Männer vom Morgenstern“

Heimatbund an Elb- und Wesermündung e.V.

Vorsitzende: Dr. Nicola Borger-Keweloh
Telefon 04 71/657 33

Schriftführer: Heiko Völker
Telefon 047 51/9001 32

Geschäftsstelle: „Schloss Morgenstern“, Burgstraße 1, Bremerhaven-Weddewarden, Telefon 04 71/3 08 06 58

Geschäfts- und Bibliothekszeiten:
dienstags 15–19 Uhr, sonnabends 10–13 Uhr